



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ernst Curtius

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von Betrügereien, die desto schwerer auszuführen und desto seltener sind, je stärker die Konkurrenz ist, der sittliche Hebel nicht ansetzen. Nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar kann die Moral den Übeln beikommen. Das Hauptübel besteht darin, daß, weil das Wirtschaftsleben durch eine Notwendigkeit bestimmt und gelenkt zu sein scheint, auf die der menschliche Wille keinen Einfluß hat, und weil die Lage der Menschen weniger von dem Verhalten des einzelnen Menschen dem einzelnen Menschen gegenüber als von Fernwirkungen unbekannter Mächte abhängt, das Gefühl der Verantwortung für die schwächern Glieder der Gesellschaft schwindet, während zugleich die heutigen sozialen Sitten und die Staatseinrichtungen dafür sorgen, daß der Zustand der untern Klassen den obern möglichst verborgen bleibt. Da haben wir nun politische Pastoren nötig — sie brauchen nicht ordinirt zu sein —, die die höhern Klassen mit der Lage der untern bekannt machen und ihnen unausgesetzt predigen: Ihr seid auch bei dem jetzigen Gange der Dinge für diese Lage verantwortlich. Nicht bloß in den Fällen — und sie sind immerhin noch sehr zahlreich —, wo noch der einzelne Mensch dem einzelnen Menschen gegenübersteht, und wo nicht nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage entschieden zu werden braucht, sondern nach Gerechtigkeit und Billigkeit und mit Nächstenliebe verfahren werden kann, z. B. bei der Behandlung der Dienstboten, der Tagelöhner in kleinern Wirtschaften oder bei Bezahlung der kleinen Handwerker; sondern auch in dem großen Gebiete, das wirklich von dem Gesetze des Spiels von Angebot und Nachfrage beherrscht wird, seid ihr verantwortlich! Die Herrschaft dieses Gesetzes muß nicht notwendig verderblich wirken; wo es Unheil anrichtet, da läßt sich dem Verderben durch Koalitionsfreiheit, Arbeiterschutz, Bodenbesitzreform, gesunde Bevölkerungspolitik und alle die andern Mittel begegnen, deren Anwendung von den politischen Pastoren empfohlen zu werden pflegt.



Ernst Curtius



In dem hohen Alter von zweiundachtzig Jahren ist Ernst Curtius aus seinem an Erfolgen und an Ehren reichen Leben abgerufen worden. Seinem Wissen und seinen Interessen nach gehörte er noch zu den univervellen Alttertumsforschern, wie sie heute nicht mehr gebildet werden. Seit Böckhs und Welckers Tode war er ohne Frage der vielseitigste Vertreter des griechischen Alttertums, wie Mommsen unbestritten für den ersten Kenner des römischen gilt. Er war nicht Philolog

in dem Sinne, daß er die Grammatik und die Kritik der Texte als etwas selbständiges betrieben hätte — die Sprache war für ihn das Mittel, das Altertum in allen seinen Lebensäußerungen historisch zu erfassen —, aber er hatte eine lebendige Kenntnis der griechischen Sprache und eine sichere Herrschaft über die Grammatik. Mit einer sehr guten Schulbildung ausgestattet, hatte er sich durch andauernde Belesenheit die Schriftsteller, auf die es ihm ankam: die Historiker, Plato und die Dichter wirklich vertraut gemacht. Er erfüllte später in Göttingen alle Obliegenheiten eines philologischen Professors. Aber sein Gesichtskreis war weiter, und als Ziel hatte er etwas andres im Auge, als die meisten seiner Fachgenossen.

Eine nicht gewöhnliche Führung seines äußern Lebens begünstigte die ganz eigenartige und persönliche Richtung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Einer vornehmen Lübecker Familie entsprossen, lernte er, zunächst als Erzieher in dem Hause des bekannten Philosophen Brandis, der dem König Otto als persönlicher Berater beigegeben war, Griechenland während eines vierjährigen Aufenthalts (1836 bis 1840) kennen. Die Eindrücke, die er dort gewann, wurden für sein ganzes Leben bestimmend. Zuletzt war er noch mit seinem Göttinger Lehrer Otfried Müller, der dann 1840 in Delphi starb, zusammengeleitet, und endlich kehrte er nach Deutschland zurück. 1843 habilitierte er sich in Berlin und wurde schon ein Jahr darnach außerordentlicher Professor. Zugleich siedelte er als Erzieher des nachmaligen Kaisers Friedrich in dessen damalige Residenz über. Nachdem er seinen hohen Zögling noch auf die rheinische Hochschule begleitet hatte, nahm er 1849 seine Vorlesungen an der Universität wieder auf, wurde 1856 nach Göttingen und 1868, nachdem im Jahre vorher der Archäolog Eduard Gerhard und bald darauf Böckh gestorben war, wieder nach Berlin berufen, diesmal als Professor der Archäologie und Direktor des Antiquariums der königlichen Museen.

Jetzt, wo jeder junge Archäolog seine Studien in Athen abzuschließen pflegt, wo sich eine Reise nach Griechenland so von selbst versteht, daß dabei die Frage, wer reist, vielfach als etwas ganz nebensächliches zurücktritt, kann man sich nicht leicht mehr vorstellen, eine wie tief greifende Bedeutung dieser lange Aufenthalt in Griechenland für Curtius haben mußte. Er las später als Professor in Göttingen ein Kolleg über Länder- und Völkerkunde, das allen Teilnehmern unvergeßlich geblieben ist. Sie nahmen daraus einen weiten und lebendigen, auf Anschauung aller Art gegründeten Begriff von dem griechischen Altertum mit ins Leben hinaus, wie man ihn vielleicht auf keiner zweiten Universität in einer einzelnen Vorlesung übermitteln bekam. Curtius hatte eben für das Beobachten der Landesart in ihrem Zusammenhange mit der Geschichte eines Volkes eine natürliche Begabung, der er gern auch im täglichen Leben und in der Heimat nachzugehen pflegte. Zwei bedeutende Lehrer hatten diese Gabe gepflegt und gefördert: der Geograph Ritter und

Otfried Müller; besonders den zweiten nahm sich Curtius zum Vorbild. Seit 1851 erschien sein zweibändiges Werk über den Peloponnes, eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel, wie man sie bis dahin in Deutschland von keinem Lande der antiken Welt gehabt hatte. Darauf beschäftigten ihn Untersuchungen über die Topographie von Athen, die mit einem Kartenwerk (1868) vorläufig abgeschlossen wurden. Ein zweites folgte später (1878), als er diese Studien in viel größerem Umfange wieder aufgenommen hatte. Seine großen Verdienste um die Ermittlung des Thatsächlichen, die Veranlassung von Originalaufnahmen und die Beschaffung vieler neuen Abbildungen wurde von allen Seiten anerkannt. In Bezug auf seine Konstruktion des Einzelnen in der Topographie begegnete er vielfachem Widerspruch. Er wollte die Spuren des antiken Lebens auf dem von der modernen Kultur bedeckten Boden dem Leser nicht nur philologisch erklären, sondern ihm auch eine möglichst lebendige Vorstellung von dem Erklärten geben. In die großen Lücken einer äußerst mangelhaften Überlieferung mußte die nachschaffende Phantasie des Historikers Ergänzstücke einfügen, oder er mußte darauf verzichten, anschaulich zu schildern. Und dieser Verzicht erschien manchem seiner Beurteiler (wie die Menschen nun einmal sind, pflegt Homer zu sagen) als die wahre Aufgabe der Wissenschaft.

In die Zeit seiner glücklichen und außerordentlich erfolgreichen Göttinger Lehrthätigkeit gehört seine Griechische Geschichte bis zur Schlacht bei Chäronea in drei Bänden. Sie ist die erste nach den Quellen geschriebne griechische Geschichte eines Deutschen. In vielen Auflagen verbreitet, ist sie mit Recht ein sehr beliebtes, man darf sogar sagen: ein berühmtes Buch geworden. Sie gab aber auch den ersten Anlaß zu Angriffen, denen nun einmal kein bedeutender Mann entgeht. Der Vergleich mit Mommsens Römischer Geschichte, die in demselben Verlag erschien, war nahegelegt. Man vermißte bei Curtius die treffende Schilderung und die bezeichnende Sprache. Man fand die großen geschichtlichen Erscheinungen zu allgemein aufgefaßt und viele Einzelheiten nicht scharf genug aus den Quellen herausgearbeitet, und man vermißte namentlich die Schärfe in der Behandlung des Politischen. Man wies dafür auf das etwas ältere Werk des Engländers Grote hin. Bei diesem Vergleich vergaß man, welche Bedeutung gerade für diesen Teil der Geschichte die größere oder geringere Ausführlichkeit hat, die sich ein Schriftsteller nach dem Plane und Umfange des Ganzen gestatten kann. Die Überlieferung über die äußere und innere Politik der einzelnen griechischen Staaten in der klassischen Zeit ist sehr dürftig. Zu sichern Urteilen ist in zahlreichen Fällen gar nicht zu gelangen, weder den Handlungen der verschiedenen Männer gegenüber, noch in Bezug auf den Verlauf und die Bedeutung bestimmter geschichtlicher Vorgänge. Der einzelne moderne Forscher wendet nun der innern Geschichte der griechischen Staaten während der Perserkriege oder der Politik des Perikles ein sehr verschieden bemessenes Interesse zu, es giebt auch ohne Zweifel verschiedene Be-

gabungen für die Erörterung politischer Dinge. Aber zweifellos ist, daß, wer, wie Grote und Duncker, über einen fünffachen Raum verfügt, wer ausführlich die Berichte der Alten ausschreiben und dann die eignen Bemerkungen anschließen kann, daß der einen gewaltigen Vorsprung hat vor dem, der, wie Curtius, alles das konzentriren muß. Im ersten Falle ergiebt schon die Umständlichkeit der Erzählung einen äußerlichen Ersatz für die verlangte gründliche Einsicht, für das „politische“ Urteil; im zweiten wird die notwendige Kürze öfter, als es in Wirklichkeit der Fall ist, zu einer dem Anschein nach unrichtigen Formulierung führen. Damit soll nicht bestritten werden, daß Grote und Duncker, die bekanntlich Politiker waren, auch mehr Verständnis für die politischen Grundlagen einer Geschichtschreibung hatten, als Curtius. War denn nun aber mit diesem Standpunkte für die griechische Geschichte viel auszurichten? Es ist doch viel Selbsttäuschung dabei, wenn jetzt die jüngern Forscher durch die ganz entstellte, lückenhafte, späte Überlieferung hindurch so klar auf den Grund der „alten Geschichte“ hinabzusehen meinen, daß sie sogar die wirtschaftlichen Verhältnisse des antiken Lebens mit der Sicherheit eines modernen Nationalökonomen ergründen wollen. Solche Darstellungen machen manchmal den Eindruck größter Anschaulichkeit und — Sicherheit. Und dabei sind die Einzelnen nicht einmal über den Sinn der wichtigsten Maßregeln Solons unter einander einig oder darüber, was denn z. B. eigentlich Plinius mit den Worten: *latifundia Italiam perdidere* habe sagen wollen. Also das „Neue“ ist hier vielfach sicher nicht das Richtige, und es ist im Grunde dasselbe Konstruieren, das man an Curtius in der attischen Topographie tadelte, und das er hier in der politischen Geschichtschreibung nicht mitmachen wollte oder — konnte, werden die andern sagen. Bei ihm ging doch dieses Verhalten zuletzt auf die sehr verständige Anschauung zurück, daß das Wichtigste und für uns Anziehendste an dem Hellenenvolke nicht diese zahlreichen kleinen Kriege und politischen Kämpfe sind, wonach Griechenland am Ende kaum ein größeres Interesse beanspruchen könnte, als die Schweizer Kantone zur Zeit Zwinglis oder der Sonderbündenkämpfe, oder höchstens als die italienischen Stadtrepubliken im spätern Mittelalter. Die weltgeschichtliche Bedeutung Griechenlands liegt eben in dem ganzen geistigen Ertrag seines einstigen Lebens, in der hohen, durch Wort und Bild verbreiteten Kultur, und diese steht darum bei Curtius gebührend im Vordergrund der Darstellung. Dem entspricht der ruhige Fluß der Betrachtung, die manchen Beurteilern farblos erschien, und die daraus sich ergebende Sprache. Diese pulsiert nicht so stark wie in Mommsens Schilderungen, sie ist mehr anschauend und betrachtend, der Sache angemessen und in ihrer Wirkung auf den Leser angenehm und edel. Diese Gabe des Ausdrucks, für die seine Festreden und Gelegenheitschriften berühmt waren, hat sich Curtius bis in sein hohes Alter bewahrt. Noch eine seiner letzten Reden zu Kaisers Geburtstag: *Architektur und Plastik* (1892), ist ein Muster von seiner klaren, treffenden,

höchst originellen Art, verwickelte wissenschaftliche Gedankenreihen auszudrücken, eine Fähigkeit, um die ihn viele zu beneiden Ursache haben!

Bald nach seiner Übersiedlung nach Berlin mehrten sich die litterarischen Angriffe, manche waren mehr sachlich gehalten, manche in bitterm und gehässigem Ton, und die Art, wie allmählich jüngere Fachgenossen daran teilnahmen, zeigte, daß in der Ausdehnung des Kreises eine gewisse Methode lag. Ihm mußte die Berufung nach Berlin bei seinem vielseitigen Interesse und bei seinen mannichfaltigen, bis in die höchsten Kreise hinaufreichenden Beziehungen außerordentlich erwünscht sein. Wenn man aber an seine bedeutende Göttinger Lehrthätigkeit und an die Griechische Geschichte dachte, die durch neue Auflagen einer immer vollkommern Gestaltung entgegenzuführen war, so mochte man seinen Übergang in die neue Stellung wohl bedauern. Denn die Stellung an der Universität und am Museum war für einen Archäologen zugeschnitten, und ein Archäolog in dem Sinne, wie sich allmählich diese Disziplin als Spezialität auszuwachsen begonnen hatte, war Curtius nicht. Die Einzelarbeit, deren Hauptwert in der exakten Anwendung einer immer mehr sich ausbildenden spezifischen Methode lag, konnten viele andre auch machen. Und mancher dachte vielleicht auch, er gehöre besser dahin, von wo Curtius nun doch einmal nicht wieder zu verdrängen war. Seine Stärke, worin ihm keiner gleichkam, bestand darin, Land und Volk, Geschichte und Kunsterzeugnis als Teile eines Ganzen zu erfassen und lebendig darzustellen. Wenn er dagegen nun zahlreiche Abhandlungen über archäologische Gegenstände schrieb und seinen Fachgenossen zeigte, daß er ihnen auch auf dieses Gebiet zu folgen vermochte, so hatten doch die einstigen Schüler und Freunde aus der Göttinger Zeit dabei den Eindruck, daß es nun wohl mit der idealen Vollendung der Griechischen Geschichte gute Weile haben würde.

Denn seit dem Anfange der siebziger Jahre beschäftigte ihn außerdem schon die dritte große Aufgabe seines Lebens, die Wiederentdeckung von Olympia. Den Erfolg seines Unternehmens kennt jeder Gebildete, und der berühmte Verfasser der Griechischen Geschichte ist dadurch auch zu einem vollstümlichen Manne geworden. Von ihm war die Anregung ausgegangen, er wußte mit unablässigem Eifer die Mittel dafür flüssig zu machen, er suchte in persönlicher Teilnahme und mit seinen wissenschaftlichen Gedanken das Werk zu fördern, bis es vom Staate übernommen und gesichert, auf Hilfsarbeiter verteilt und zuletzt auf den ordnungsmäßigen Weg einer großen, vornehmen litterarischen Publikation geleitet worden war. Das große Verdienst, dieses ungeheure wissenschaftliche Material beschafft zu haben, gebührt ihm allein.

Aber es war für ihn keine ganz ungemischte Freude. Der künstlerische Ertrag von Olympia hat bekanntlich den nicht voreingenommen Kennern einige Enttäuschung bereitet. Man hatte auf einen zweiten Phidias gehofft, auf einen womöglich noch schönern Figurenschmuck, als der des Parthenon war, und

nun? — Auch wissenschaftlich wollte es zunächst nicht recht gelingen, sich diesen Minderwert verständlich zu machen. Die historische Verarbeitung führte zu mancherlei Mißverständnissen und Reibereien, und gern wurde bei solchem Anlaß die elegante, moderne, pathetische Pergamenerkunst gegen Olympia hämisch als Trumpf ausgespielt. Wir haben keinen Anlaß, diesen Gegensätzen, die sich in Äußerungen der aller verschiedensten Art jahrelang fortgesetzt haben, weiter nachzugehen. Ihre Erwähnung aber gehört mit zu dem Leben des Mannes, der uns beschäftigt. Er selbst benahm sich dabei musterhaft und großartig. Er that zunächst das, was in allen Dingen die Hauptsache ist, er arbeitete, als ob ihn nichts bekümmerte, ruhig und emsig weiter. Er veröffentlichte zahlreiche archäologische und historische Untersuchungen und Abhandlungen, gab den zweiten Atlas von Athen heraus, arbeitete für Olympia, las Akademieabhandlungen und hielt Festreden, förderte das Kartenwerk für attische Landesaufnahme und schrieb ein abschließendes Buch über athenische Topographie. Auf Angriffe jeglicher Art that er das beste, was ein geistig vornehmer Mann thun kann: er schwieg. Was seiner Ansicht nach zu berichtigen war, hob er in einer neuen Auflage oder sonst bei einer passenden Gelegenheit hervor. Selten deutete eine Gegenbemerkung auf den Anlaß der Berichtigung hin, niemals wurde der Leser durch eine Geschichte der betreffenden Streitfrage in der jetzt so beliebten Weise auf den langen, unerquicklichen Weg der Polemik zurückgeführt. Manche seiner Gegner mag es verdrossen haben, wenn ihrem Protest auf diese Weise nicht die gehörige Ehre geschah. Aber es so zu machen und nicht anders lag einmal in seiner Natur. Was gut ist, pflegte er zu sagen, wird bleiben; wenn das Werk von Schlacken gereinigt wird, so kann das nur nützlich sein. Damit kehrte er zu seiner Arbeit zurück.

Er hatte die glückliche Gabe, sich mit jedem Unangenehmen schnell abzufinden. Es schien dann für ihn nicht mehr vorhanden zu sein. Er freute sich über alles Schöne und sah auch manches schöner, als es den andern erschien. Das Unangenehme bedauerte er, aber er wollte mit seinen Eindrücken nicht daran festgehalten werden. Kam z. B. jemand in der Unterhaltung, ohne es zu wissen, auf eine ihm unsympathische Persönlichkeit, so glitt er darüber hinweg. Suchte der andre dann ausdrücklich eine Äußerung hervorzurufen, so konnte er es wohl erleben, daß die klaren, hellblauen Augen plötzlich eine Richtung in die Weite nahmen und der schöne, edle Kopf gar nichts mehr zu hören schien.

Wenn Zeus, der Olympier, dem zahlreichen Volke der Arbeiter an seinem irdischen Nachlaß ihres Schweißes Lohn nicht immer mit gerechten Händen zuzuwägen scheint, so hat dagegen der nachgeborne Hellene (wie man Curtius oft genannt hat) den Segen seines christlichen Gottes, auf den er fest vertraute, die Anerkennung und die Liebe des deutschen Volkes und die Gunst der Höchsten dieser Erde reichlich an sich erfahren. Während seine

kleinen und größern Gegner mehr oder weniger den einfachen Weg anderer Menschenkinder gingen, wuchs sein wissenschaftlicher Ruhm in den achtundzwanzig Jahren seines Berliner Lebens immer mehr. Seine vergriffnen ältern Bücher wurden mit hohen Preisen bezahlt. Jeder Anlaß und jeder neue Gedenktag brachte ihm neue Ehren und äußere Auszeichnungen, bis zu den höchsten, die möglich sind. Selten ist einem Gelehrten so viel Glanz und Ehre zu teil geworden. Aber bei seiner äußern Vornehmheit blieb er einfach und schlicht. Er blieb der Lehrer, der Professor und der durch seine hohe Bildung ausgezeichnete Mann.

Sein äußeres Wesen und seine geistige Bildung ruhten auf der Grundlage einer harmonisch entwickelten Persönlichkeit. Das oft gebrauchte Wort Vielseitigkeit reicht für ihn nicht aus. Wie er allem, was er schrieb und sprach, eine gute Form zu geben wußte, so stand auch sein ganzes äußeres Thun unter dem Einklange einer angenehmen und wohlthuenden, vornehmen Erscheinung. Aber sein Auftreten war ohne jede Geziertheit, sein ganzes Wesen durch und durch natürlich. So gehörte er z. B. nicht zu den sogenannten guten Unterhaltern. Er pflegte zusammenhängend nicht viel zu sprechen, aber was er sprach, waren Äußerungen, die aus einer tiefen, innerlichen Anschauung kamen, in die sich der andre Teil bald hineinfand. Wenn die meisten Menschen neben ihrem Berufe noch eine besondere Lieblingsbeschäftigung haben, so schien bei ihm an deren Stelle ein allgemeines, großes, alle seine Lebensgewohnheiten durchziehendes Bedürfnis nach menschlicher Geselligkeit zu stehen. Was andre ermüdet hätte, war ihm Lebenslust und Stärkung zu neuer Arbeit. Was er an Gesellschaftsverkehr leisten konnte, grenzt ans unglaubliche. Seine körperliche Kraft war nicht zu erschöpfen. Er hatte sich aber auch durch Übungen aller Art, durch Reiten und Fechten auf Stoß und Hieb, durch Turnen und Hanteln seinen Körper frisch zu erhalten gesucht bis ins hohe Alter. Sein höchstes Ziel war, in sich den Menschen allseitig auszubilden, und um sich in der Außenwelt suchte er wiederum überall das Menschliche und wußte es mit sicherem Blicke zu finden. Alles philiströse (er gebrauchte das Wort gern) war ihm in der Seele zuwider. Was er in seinem wissenschaftlichen Leben an sich hatte: daß eine Art von Intuition das Grübeln und Ergründen überwog, und das Andeuten das Beweisen, das gab seiner ganzen Persönlichkeit eine große Anziehung. Und darin liegt der Schlüssel zu dem Geheimnis, daß er den Vornehmsten und den Anspruchsvollsten ebenso genügte und gefiel, wie den Einfachsten und den Bescheidensten, wenn sie mit ihm zusammengeführt wurden.

Daß die Freundschaft in eines solchen Mannes Leben eine große Stelle einnahm, läßt sich denken. Wie fein wußte er unter den hundertten, mit denen er in Berührung kam, vom jüngsten Studenten bis zum höchsten Würdenträger der Welt, die Menschen zu erkennen und zu sondern. Die besten blieben

dann seine Freunde. Sie könnten für seinen eignen Wert zeugen, wenn es nötig wäre. Treitschke war jünger als er, politisch energischer gerichtet, streit-
haft und auch sonst sehr verschieden von Curtius. Beide Männer waren aber
eins in der Liebe zum Wahren und zum Schönen. Sie standen einander seit
vielen Jahren innerlich sehr nahe. Nun sind sie, der Greis und der Mann
in der Vollkraft seiner Jahre, getrennt durch kurze Frist hinübergegangen in
das unbekante Land, beide in dem festen Glauben, daß ihr Leben wohl für
die hier zurückgebliebenen Angehörigen, aber nicht für sie selbst ein Ende gefunden
hat. Wer wird nicht um sie trauern, wer sich nicht mit uns freuen, daß wir
sie gehabt haben!



Zur Litteraturgeschichte

2



ie deutsche Litteraturgeschichte in der Schule gehört zu den Kampf-
gegenständen, über die sich die streitenden Lehrer nicht zu einigen
wissen. Während von der einen Seite die zum Teil berechnete
Anklage erschallt, daß die üblich gewordenen Übersichten der deutschen
Litteraturgeschichte das Hirn der Schüler mit Namen und Titeln
füllten, mit denen sich kein lebendiger Eindruck verbinde, zu frühreifen und
festen Urteilen Anlaß gäben und alle lebendige Teilnahme an den poetischen
Schöpfungen der Nationallitteratur im Keime zerstörten, auch daß dem viel
wichtigern Lesen klassischer Werke kostbare Zeit entzogen werde, wird auf der
andern Seite, wo man die Litteraturgeschichte der Schule erhalten möchte,
geltend gemacht, daß die Entwicklung gezeigt und gegeben werden müsse, da
sonst der Schüler am Schluß seiner Lernzeit der deutschen Litteratur, dem
köstlichsten Vermächtnis der Vorfahren, dem höchsten Gute der Nation, ver-
ständnislos gegenüberstehe. Es wird immer auf die persönliche Erfassung, die
Art des Betriebs ankommen, ob die Litteraturgeschichte im Gymnasium und
in der „höhern“ Mädchenschule zum Segen oder zum Nachteil gereicht, ob sie
den geschichtlichen Sinn neben dem ästhetischen entwickelt oder den ästhetischen
gefährdet, ob sie Genußfreudigkeit weckt oder ertötet. In diesem Sinne sagt
Gott hold Alee mit Recht: „Ein Primaner, der beim Verlassen des Gym-
nasiums, nachdem er Ribbelungen und Walthers, Lessing, Goethe und Schiller
gelesen und hoffentlich lieben gelernt hat, diese großen Erscheinungen nicht
auch in ihrem historischen Zusammenhang einigermaßen zu begreifen und zu
würdigen wüßte, der keine Ahnung von dem Entwicklungsgange der deutschen